

Deutsch-Ostafrikanische Zeitung.

Mit den Gratisbeilagen:

„Amtliche Anzeigen für Deutsch-Ostafrika“ und „Der Ostafrikanische Pflanzeur.“

Publikationsorgan der Wirtschaftlichen Vereinigung von Darassalam und Hinterland, des Landwirtschaftlichen Vereins und des Wirtschaftlichen Vereins Lindi.

Darassalam 5. Oktober 1910. Erscheint zweimal wöchentlich.	Abonnementspreis Für Darassalam vierteljährlich 4 Rupee, für die übrigen Teile von Deutsch-Ostafrika vierteljährlich einschließlich Porto 5 Rupee. Für Deutschland und sämtliche anderen deutschen Kolonien vierteljährlich 6 Mark. Für sämtliche anderen Länder halbjährlich 14 Mk. — Bestellungen auf die D. O. A. Zeitung werden sowohl von der Hauptexpedition in Darassalam (D. O. A.) wie von der Berliner Geschäftsstelle der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung Berlin S. 42 Alexanderstr. 89/90 entgegengenommen. — „Amtliche Anzeigen für Deutsch-Ostafrika“ separat bezogen Abonnementspreis jährlich 48 Pf. 50 Heller — 6 Mk. — „Der Ostafrikanische Pflanzeur“, wöchentlich erscheinende Beilage für tropische Agrikultur und koloniale Volkswirtschaft. Bei Separatbestellung jährlich 7 Rd. 50 Heller — 10 Mk. portofrei.	Insertionsgebühren Für die 3-spaltige Beilage 50 Pfennige. Mindestens 14 Tage für eine einmalige Inserat 2 Rupee oder 3 Mark. Für Familiennachrichten sowie größere Inseratenaufträge tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein. Die Annahme von Inserat- und Abonnements-Aufträgen erfolgt sowohl durch die Hauptexpedition in Darassalam wie bei der Berliner Geschäftsstelle der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung Berlin S. 42 Alexanderstr. 89/90. Abonnements werden außerdem von sämtlichen Postämtern Deutschlands und Oesterreich-Ungarns angenommen. Postzeitungsliste Seite 84. Telegramm-Adresse für Darassalam: Zeitung Darassalam. Telegramm-Adresse für Berlin: Schindler & Berthel, Alexanderstr. 89/90.	Jahrgang XII. No. 79.
---	--	---	--

Letzte Telegramme.

Revolution in Portugal.

Berlin, 5. Oktober 1910. (W. T.) Unbestätigte Nachrichten aus Madrid melden, daß in Lissabon eine Revolution ausgebrochen sei, daß das Heer und die Flotte auf Seiten der Revolutionäre stehen, und daß der König gefangen genommen sei.

Einige Ergebnisse meiner Ostafrikareise.

Von Emil Zimmermann.

Einer meiner Freunde, der mich ausgezeichnet kannte, meinte einmal, daß ich ein grünlischer Optimist wäre; er hat Recht gehabt. Die Reizung, den Dingen und Geschehnissen immer die beste Seite abzugewinnen, ist unausstrotbar, und ich gäbe viel darum, könnte ich Ostafrika mit der Ueberzeugung verlassen, daß es jetzt hier glatt vorwärts gehen wird und so halb und halb eine Wendung zum Guten eingetreten ist. Zunächst einmal habe ich tatsächlich viel für Herrn von Nechenberg übrig. Wir haben nicht viele Regierungsbemalte, die wie er fleißig durchs Land gehen; er ist ein ganzer Mann, dessen Auftreten ein ästhetisches Vergnügen auslöst, und ich würde es eigentlich bedauern, wenn er unter dem Druck etwa eintretender Verhältnisse sich selber unterwerfen würde, um sich auf seinem Posten zu halten. Es ist weiter nicht die Aufgabe des konservativen Journalisten, tüchtigen Beamten — Herr von Nechenberg ist ein ganz ausgezeichnete Verwaltungsbeamter — Schwierigkeiten zu bereiten, und so ist es doppelt peinlich, nach reiflicher Ueberlegung es offen aussprechen zu müssen, daß das System Nechenberg völlig verfehlt, daß es ein Unjagen für Ostafrika ist.

Ich gehe mit der festen Ueberzeugung nach Haus: Ostafrika ist Siedlungskolonie; alle Tatsachen sprechen dafür. Wenn im Bezirk Neu-Langenburg eine zahlreiche weiße Bevölkerung (die Missionare und Angehörigen) prächtig gedeiht; wenn über die Hochebenen von Ubena noch Mitte September ein so frischer Wind geht, wie an kühlen Septembertagen in Deutschland; wenn man im weiten Umkreise um Fringa noch Kühle atmen kann, während die Sonne beinahe im Zenith steht; dann komme man nicht länger mit der Einrede, die Frage, ob Europäer sich in den Tropen aklimatisieren könnten, sei noch nicht geklärt. Ich will nicht verschweigen, daß in Missionskreisen geklagt wurde: Wir haben alle einen Knacks weg! Aber unter den alten Missionaren sind viele, die schwere Entbehrungen hinter sich haben, und dann stehen wir hier noch vor völlig Unfertigem. In einem Raum, in dem Bausteine und Schutt herumliegen, fühlt sich niemand wohl, und deshalb drängen so viele Europäer immer noch nach Haus. Es fehlt an Instituten für Erziehung der Kinder, an geistlicher Anregung, an Gedankenaustausch, geselligem Zusammenleben; das kann alles erst kommen, wenn mehr Wege im Lande sind, und dann wird die Zahl derer sich mehrern, die lässig werden wollen.

Vom Erkennen dieser Wahrheiten ist das Gouvernament weit entfernt; es herrscht im Gegenteil die Ansicht vor, daß der Nordeuropäer sich in Ostafrika nicht eintreten könnte; in günstigsten Falle bleibe er einige Jahre, um Vermögen zu erwerben; dann ginge er nach Deutschland zurück. Der deutsche Ansiedler erscheint als Ausläufer des Landes, der seine Hilfsquellen erschöpft, zusammenrafft und das Erbeutete außerhalb des Landes verzehrt. Und deshalb betreibt das Gouvernament eine antinationale Antiansiedlungspolitik. Wir haben die alten Unteroffiziere der Schutztruppe, Leute, die das Land kennen, die sich keinen Illusionen hingeben — hier im Lande sind die Leute zu Haus. Wenn sie dagegen in Deutschland eine neue Existenz gründen sollen, nach dem sie hier den Dienst quittierten, scheitern viele. Wes-

halb werden diese Leute, von denen viele gern in Ostafrika blieben, nicht der Kolonie erhalten? Die alten Römer haben durch Ansiedlung ihrer Legionäre glänzende Siedlungstoten verrichtet. Weshalb verwendet man nicht alte Unteroffiziere beim Bahnbau? Es müssen Griechen sein, deren so viele hier herumlaufen, daß man eher von einer griechischen, als deutschen Kolonie sprechen kann; die Firma Holzmann verwendet aus geschäftspolitischen Rücksichten Griechen; aber 70 Millionen Baukapital hat das Reich gegeben, und von 20 Millionen Aktienkapital der Ostafrikanischen Eisenbahn besitzt hat der Fiskus mehr als 90 Prozent, und da wird nicht ganz energisch die Forderung erhoben, daß die Bahnangestellten und Bauarbeiter Deutsche sein müssen? Wenn England in den portugiesischen Kolonien eine Bahn baut, ist es selbstverständlich, daß die ganzen oberen Stellen mit Engländern besetzt sind; wir haben beim Bahnbau in der eigenen Kolonie Fremde, und wir dulden dazu noch die schmachvolle Beleidigung der Nation, die von den Holzmannern und ihren beamteten Freunden ausgesprochen wird, daß Deutsche sich nicht eignen. In England hätte längst ein Sturm der Entrüstung diese Leute weggejagt. Und weshalb nimmt man nicht alte Unteroffiziere beim Bahnbau an? Hat man Furcht, die Leute sparen dabei einige Tausend Rupee und siebeln sich nachher an?

Wenig erfreulich war mir, zu beobachten, daß Herr v. Nechenberg in Neu-Langenburg einen Mann nach seinem Herzen eingesetzt hat. Er hat ihn in Darassalam recht gut kennen gelernt, Neu-Langenburg ist jetzt der für die Besiedlung geeignetste Teil des Schutzbezirks.

Daß die ersten Ansiedler nicht auf Rosen gebettet sein und viele Krachen gehen werden, ist richtig; aber brechen nicht zu Haus täglich Tausende von Existenzen zusammen? Es ist auch richtig, daß ohne Eingreifen der Regierung nichts zu machen ist; auch die Kultivierung der Moore- und Heidegegenden zu Haus erfordert Regierungsbeihilfen. Und wenn in einer deutschen Großstadt ein sehr aussichtsreiches Terrain (dieser Vergleich stimmt besser) der Bebauung erschlossen wird, so ist das Börsekapital für Kanalisation, Straßenregulierung; dann erst kommt der einzelne Hausbauer. Hier ist das Reich, das die Kolonie nicht in die Hände von Konzeptionsgesellschaften fallen lassen will, das Großkapital. Man jage durch eine nationale Kolonialpolitik für die Vorbereitungen von deutschen Ansiedlungen hier; diese Politik aber wird Herr v. Nechenberg nicht treiben können. Wir brauchen einen völligen Umschwung hier, einen Mann, der mit starker Hand alle jene Elemente im Beamtentum beseitigt, die es trefflich gelernt haben, dem Gouvernament abzuhelfen, wie er sich räuspert und spuckt, die aber außer großer Anpassungsfähigkeit wenig mehr für ihre Stellung mitgebracht haben. Es gibt jetzt manche Herren hier, die päpstlicher sind, als der Papst in Darassalam.

Ich will auf diese Fragen, die ausgiebig in der heimischen Presse Behandlung finden sollen, an dieser Stelle nicht näher eingehen; ich will nur noch darauf hinweisen, daß das jetzige Arbeiter-Anwerbesystem geradezu zum Skandal sich ausgewachsen hat. Wenn einen so wichtigen Arbeitszweig sträubt sich das Gouvernament aufs heftigste; jetzt haben wir verkappten Sklavenhandel. Arbeiteranwerber fassen zu Duzenden durchs Land; ihre Unter-Anwerber bestechen, lügen, pressen die Leute zur Arbeit; die Anwerber, namentlich die Griechen, jagen sich mit den unschönsten Mitteln die Leute ab, die gar nicht mehr wissen, woran sie sind, und die Pflanzungen setzen unter den Anwerbekosten. Und weshalb dieser geradezu scheußliche Anschlag? Weil das Gouvernament sich scheut, nach Anhörung aller Interessenten den Bezirksämtern den einfachen Befehl zu stellen: „Ihr Bezirk soll dies Jahr 3000 (oder 4000, 5000) Arbeiter stellen.“ Das würde eine Wohltat für die Pflanzungen sein, die Eingeborenen hätten genau wie heute die Wahl der Arbeitsstelle. Aber auf die einfachsten Dinge kommt ein System nicht, das vor lauter Furcht, Eingeboreneninteressen zu schädigen und fremde Nationalitäten zu kränken laßt, dem Wege ist,

eine Kolonie zu schaffen, auf die die Bezeichnung „deutsch“ bald als schlechter Witz erscheinen wird, wenn es so weitergeht, wie bisher.

Ein schiefes Urteil über deutsche Kolonialzustände.

Der rühmliche Ehrensekretär der britischen „Congo Reform Association“ und Agitator E. D. Morel, bekannt durch seine gegen die belgische Regierung gerichteten Angriffe wegen der angeblichen Scruel in der Kongo-Kolonie, hat sich kürzlich auch ein wenig freundliches und durch nichts gerechtfertigtes Urteil über die deutsche Kolonialpolitik geäußert, das niedriger gehängt zu werden verdient. Anlässlich des Rücktritts Dernburgs schrieb er in der „African Mail“:

„Dernburgs Rücktritt in dem Augenblick, wo die Kolonien eine günstigere Gestaltung zu zeigen beginnen, wo er die Dinge auf eine gesunde Basis gestellt hat, ist ein entschiedener Rückschlag. Ganz speziell muß aber sein Rücktritt in einer Richtung bedauert werden. Er faßte die Eingeborenenfrage mit gesundem Menschenverstand und mit Humanität auf und zerstörte das dilettantische Gewäsch von der Faulheit der westafrikanischen Eingeborenen. Er verurteilte erzwungene Arbeit, und seine Gegenwart im Kolonialamt hielt die Einflüsse im Zaum, die Brutalität und Rechlosigkeit im Schilde führen.“ (!)

Diese letztere Behauptung ist an und für sich so unglücklich absurd, daß sie eine Widerlegung nicht erst verdient. Unsere Kolonialpolitik war vorher genau so human wie unter Dernburg, und wird es unter Lindenquist nicht minder bleiben. Daß man von britischer Seite nicht selten ein vollkommen schiefes Urteil über fremde, namentlich deutsche Verhältnisse zu hören bekommt, ist nichts Neues. Was einen aber bei einer derartigen Meinungsäußerung wie der Morelschen empört, das ist die Schingelligkeit, mit der sie abgegeben wird. Man mag sich ein Recht an, andere über die Grundsätze der Humanität zu belehren, ohne im eigenen Hause auf die Durchführung dieser Grundsätze zu achten. Wie sieht es denn in Wirklichkeit mit der britischen Humanität aus? Gewiß enthält das offizielle englische Eingeborenen-Programm eine Reihe recht humaner Bestimmungen, die sich auf dem Papier sehr schön ausnehmen. Wer aber jemals in einer englischen Kolonie gewilt hat, weiß sehr wohl, daß gerade der Engländer den Jambigen nichts weniger als mit Glacéhandschuhen anfaßt. Auch in den englischen Kolonien geschehen mitunter Dinge, die wenig geeignet sind, das Ansehen der weißen Rasse zu befestigen. Nur daß man sie nicht an die große Glocke hängt, und der Außenwelt daher nur selten etwas von englischen Kolonialskandalen zu Ohren kommt. Ich möchte hier nur einen Fall anführen, der besonders charakteristisch ist. Vor einigen Jahren hatte ein höherer englischer Beamter in Uganda unerlaubten Verkehr mit kleinen Negermädchen gepflogen. Das hatte Anstoß erregt, und es erfolgte eine diesbezügliche Interpellation im Parlament. Was war der erfolg? Unter dem Beifall der Versammlung erklärte der Kolonialminister, daß der Fall sich bereits in befriedigender Weise erledigt habe; er könne dem Parlament nämlich die erfreuliche Mitteilung machen, daß sich der betreffende Beamte soeben in England verheiratet habe und nunmehr in Begleitung seiner jungen Gattin in die Kolonie hinausgünze. Eine Wiederholung der unliebsamen Vorgänge wäre also unter diesen Umständen nicht zu befürchten. Das war alles.

Erst dieser Tage noch sind zwei amerikanische Ingenieure, Hardeburg und Perkins, mit schweren Anklagen gegen eine Londoner Gummifabrikation, die Peruvian Amazon Company, in die Öffentlichkeit getreten, deren Angestellte sich geradezu unerhörte Grausamkeiten an den eingeborenen Gummijammern haben zuschulden kommen lassen. Nach dem Bericht von Hardeburg, der seine Anklagen mit zahllosen Beweisen belegt, sind die